

„Was geht das uns an?“(Mt 27,4)
Desolidarisierungstendenzen in unserer Gesellschaft –
neue Herausforderungen für die Seelsorge
von Jürgen Ziemer, Leipzig

„Das Krankenhaus sei ein Spiegel der Gesellschaft“ erklärt der Oberarzt ihr, einer namenlosen Kranken in Christa Wolfs Erzählung „Leibhaftig“. Und genauso erfährt sie auch durchgehend ihre schwere Krankheit. Als vom „Zusammenbruch“ ihres Immunsystems die Rede war, erschrak sie doppelt; denn es schwang das Erleben vom Ende der DDR und anderen „Zusammenbrüchen“ mit. Gesellschaftliche und individuelle Erfahrung sind hier eng miteinander verbunden. Das ging schon der Patientin in „Nachdenken über Christa T.“ (1968), von der es hieß, sie kämpfe mit der Krankheit und leide an der DDR. Krankheit als Symbolisierung sozialer Schieflagen und Verunsicherungen. Darum geht es bei Christa Wolf immer wieder. Vielleicht ist das ein Grund, warum diese Autorin bis heute sich, zumal im Osten, nicht nur als Künstlerin, sondern auch als eine Art säkularer „Seelsorgerin“ so anhaltender Hochschätzung erfreut.

Den wirklichen Menschen, seine individuelle und seine innere Situation wahrnehmen und zugleich aufmerksam sein für die Spiegelungen von außen, die darin erkennbar werden – das ist doch, etwas abstrakt formuliert, eine Aufgabe der Seelsorge.

Dazu habe ich gleichsam als Paradigma das Phänomen einer zunehmenden *Desolidarisierung* in unserer Gesellschaft gewählt. Die damit zusammenhängenden Erfahrungen müssen verstanden werden auf dem Hintergrund unserer unterschiedlichen Geschichte. Im Osten lebten wir in einer relativen Mangelwirtschaft; wer gut überleben wollte, war auf die Unterstützung anderer angewiesen (beim Wohnungsbau, bei der Autoreparatur, bei der Beschaffung von Südfrüchten usw.). Solidarität war eine Art von Überlebensstrategie und tat zudem manchmal auch richtig gut. Heute ist solidarischeres Verhalten im Osten sehr rar geworden.

Im Westen gab es alles; Armut war allenfalls ein individuelles Problem, kein gesellschaftliches. Solidarität untereinander war vermutlich gar nicht so notwendig, von Ausnahmesituationen (Terror) einmal abgesehen. Eine vergleichbare Wohlstandsperiode hatte es in Deutschland zuvor nie gegeben.

Inzwischen erleben wir eine Zeit der wirtschaftlichen Depression. Armut (oft in Form völliger Überschuldung) steigt, für viele gibt es kaum Perspektiven auf dem Arbeitsmarkt, die sozialen Sicherungssysteme wanken, Zukunftsangst wächst.

Grund für zunehmende Desolidarisierung ist dabei nicht der zunehmende Mangel, sondern die Ungleichartigkeit der Erfahrungen. Armut in einem reichen Land, das wir nach wie vor sind, ist etwas grundlegend anderes als Armut in Bangladesch oder im Sudan. Wer bei uns arm ist, lebt Auge in Auge mit all den Lebensmöglichkeiten, die ihm verschlossen bleiben (dazu gehören nicht nur materielle Güter, auch Reisen, Bildungsmöglichkeiten, Entwicklungschancen für die Kinder usw.). Wer nicht von dem wirtschaftlichen Rückgang betroffen ist, möchte Sicherheit, Wahrung seines Besitzstandes, Aufrechterhaltung seiner Karrierechancen usw.). Natürlich spenden wir in Katastrophenfällen, aber das reicht dann auch. Ansonsten gilt – gleichsam als Credo-Spruch des Kapitalismus: *Wer will, der kann auch!* (und nicht selten seine scheinbar ebenso nahe liegende wie fatale Umkehrung: Wer nicht kann, nicht hat, der will nicht!)

Das ist, gesellschaftlich gesehen, die Ursprungseinstellung, aus der dann eine Praxis von Desolidarisierung erwächst, zumal wenn die kulturellen Rahmenbedingungen eine solche Einstellung fördern.

1. Was geht das uns an? Erfahrungen mit Desolidarisierung.

„Was geht uns das an“ – halten die „Hohenpriester“ Judas nach seinem Verrat entgegen. *Ti pros hemas?* (Mt 27,4) Sie desolidarisieren sich so von ihrem einstigen Komplizen.

Das Wort Solidarität hängt wohl mit dem lateinische *solidum* zusammen: Boden, fester Grund. (vgl. Alois Baumgartner, 283f). Gemeinsam auf festem Boden stehen, und so füreinander einstehen – das ist eine solidarische Einstellung. Sie ist etwas anderes als eine reine Sympathiebeziehung und sie ist mehr als eine bloße Zweckgemeinschaft. Sie geht davon aus, dass die Wohlfahrt aller mit der Wohlfahrt des Einzelnen korrespondiert. In einer Solidargemeinschaft darf der Einzelne darauf vertrauen, nicht übersehen, weggerechnet, weggestoßen, ausgegrenzt zu werden. Er ist dann nicht mehr auf dem gemeinsamen festen Boden, sondern tatsächlich „auf sich allein gestellt“. Motto: „Da siehe du zu!“ (Mt 27,4)

Lassen Sie mich andeuten, worum es bei den Desolidarisierungstendenzen geht.

In einem Zeit-Artikel zum Argument der notwendigen Vorsorge („Wir müssen heute verzichten, um morgen zu gewinnen.“) wird vor der Gefahr gewarnt, vor lauter Vorsorge das zum Verschwinden zu bringen, was erhalten werden soll. „Trotz ihrer Milliardengewinne hat die Deutsche Bank unter der Regie von Josef Ackermann fast 25 000 ihrer einst 85000 Mitarbeiter entlassen. „ Vermutlich seien auch die verbleibenden zu viel, um eine anständige Rendite zu gewährleisten. „Das heißt ihr Optimum erreicht sie erst in dem Moment, wo sie ohne Menschen auskommt, wo alles Geld sich durch sich selbst vermehrt.“ (Die Zeit 10.2.05, S.52). Botschaft: Menschen brauchen wir eigentlich überhaupt nicht. Das wäre die totale Desolidarisierung. Das ist gewiss übertrieben. Aber empfinden es die Jugendlichen wirklich anders, die keinen Ausbildungsplatz bekommen, oder die Älteren, die aus Gründen der „Strukturanpassung“, wie es verschleiernd heißt, ausgemustert werden? Die Botschaft heißt: wir brauchen euch eigentlich überhaupt nicht! Wo ist da noch der gemeinsame Boden, das *solidum*, auf dem man stehen kann?

Ein Beispiel von Desolidarisierung mag deutlich machen, was diese Erfahrung mit dem Einzelnen macht und wie sie Kommunikation paralyisiert:

Maren Hombrecher, Jg. 1967, Studium der Romanistik, Philosophie und Kommunikationsdesign, DAAD-Stipendium, schriftstellerische Versuche mit geringem Erfolg, jetzt arbeitslos, schreibt:

Nach einer Theateraufführung sitzt sie zusammen mit Bekannten ihrer Freundin in einer Kneipe. „ Ganz unerwartet wandte sich mein Nachbar zur Linken an mich und fragte, wohl aus Höflichkeit, weil ich zu dem Gespräch noch nicht viel beigetragen hatte: „ Was machst du denn so?“ Ich überlegte, ob ich zu einer ausschweifenden Erklärung ausholen sollte, stattdessen sagte ich aber dann einfach nur: „Nichts.“ In diesem Moment verstummte das Gespräch in der ganzen Runde. Alle starrten mir neugierig ins Gesicht, gespannt wie ich es nach dieser Quasi-Bankrott-Erklärung noch wahren wollte. Ich spürte, wie ich errötete, vor allem weil zugleich meine Freundin, die nur meine Ehre retten wollte, vehement widersprach: „Nein das stimmt doch gar nicht!“ Sie brachte mich dadurch in eine noch peinlichere Lage,

denn jetzt stand ich irgendwie auch noch als Lügnerin da. Ich ergänzte daher: „Ich schreibe gerade an einer Kurzgeschichte.“ „Ach so“, soufflierte die Freundin des Fragers, „du bist also Schriftstellerin.“ Aber alles in mir sträubte sich gegen diese Schublade, weil ich befürchten musste, versehentlich einen Etikettenschwindel zu begehen...Bei einem „Das kann man so nicht sagen“ beließ ich es also, erklärte mich lieber nicht. Am Ende hätte das noch eher nach Rechtfertigung ausgesehen. Als meine Freundin schnell noch etwas von meinen Webdesigns erzählte, die ich machen würde, wären bloß Aufträge da, da hörte schon keiner mehr richtig hin. Ich war vergessen, mein Schicksal war klar. Nur der Frager schien ob seines Faupax etwas bekümmert und erzählte mir von einem seiner Brüder, der sich auch „so durchschlage“, was sich ein bisschen nach schwarzem Schaf anhörte... Am Ende bezahlte er mir sogar noch ungebeten meine Coca Cola... Und ich dankte ihm noch ausdrücklich. Soweit war es also schon mit mir, dass ich Almosen annahm.“ (Eine egoistische Gesellschaft?, Ffm. 2004, 42f)

Das ist die Karriere Abwärts, da werden die Freunde knapp. Man hat mit den anderen, den Aktiven, immer weniger gemein. Der gemeinsame Boden fehlt nun, man wird zur Unperson, zum Nichts. Es regiert die Peinlichkeit.

Natürlich erleben die einzelnen Abstieg und Desolidarisierung unterschiedliche. Die zitierte Autorin ist besonders sensibel. Aber auch das ist ja schon der Situation geschuldet. Jede neue Erfahrung von Desolidarisierung verstärkt das Gefühl von Scham und Peinlichkeit. Dieser Bericht zeigt übrigens auch schön, wie differenziert Desolidarisierung praktiziert werden kann – unaggressiv, höflich, fast unbeabsichtigt und doch tief verletzend.

Das Erleben der jungen Frau erinnert an viele andere, die ähnlich auf ihre unterschiedlich bedingten Deklassierungen reagieren. In der Scham stecken die *Gefühle des Versagens, der Verzagtheit über die eigene Unfähigkeit*. Wer wenn nicht ich selber soll „Schuld“ daran sein? Die Institution kann nicht anders, die anderen müssen auch für sich sorgen. Warum trifft es mich? Das Übersehenwerden, die Rückstufung, die Ablehnung, das ewige Schwächeln, das Scheitern der Bewerbungen, die Entlassung? Das ist die Kehrseite der individuellen Freiheit und Selbstverantwortlichkeit, die der Mensch in der Moderne gewonnen hat. Nicht der Staat, nicht die Familie, nicht gesellschaftlichen Institutionen, nicht einmal der liebe Gott kann richtig zur Verantwortung gezogen werden für das, was mir widerfährt. Und die andern, die Mitmenschen, die zu mir stehen könnten, die mein Selbstbewusstsein stärken und mir Mut machen könnten, halten sich oft dezent zurück und ich beginne die leisen Distanzierungen und ersten Vorwürfe zu hören: „man muss sich schon ein wenig anstrengen“; „wenn man so lebt, ist es vielleicht auch kein Wunder“. Siehe oben: Wer will, der kann! usw.

Nicht immer sind die Desolidarisierungserfahrungen, die Menschen erleben, so angedeutet und vorsichtig. In den Zentren der Macht, der Wissenschaft, der Wirtschaft, des Gesundheitswesens, nicht selten auch der Kirchen wird der Kampf ums Überleben und Weiterkommen oft ungetarnt geführt. Es geht um viel. *Konkurrenz* ist Trumpf. Selbstrepräsentanz und Selbstempfehlung sind nötig. Das ist vielleicht bis zu einem gewissen Grade verständlich und vertretbar. Aber die Grenzen sind schnell überschritten. Da werden dann die Selbstdurchsetzungsbemühungen mit unbarmherzigen Abwertungsstrategien verbunden. Auf der Rankingliste recht weit oben zu stehen und möglichst allein – das ist das Ziel, das rechtfertigt alles. Da gibt es keinen gemeinsamen Boden, Solidarität entschwindet, ist dann einfach kein Thema mehr.

2. Was fördert die Desolidarisierungstendenzen? Deutungsversuche

2.1. Recht und Grenzen von Zeitdiagnosen

Will man die beschriebenen Beobachtungen deuten, wird man schnell an die Soziologen, die modernen Deuter und Propheten der modernen Gesellschaft, verwiesen. Ihre *Zeitdiagnosen* sind inzwischen sehr geläufig. Ich denke nur an das Stichwort „Individualisierung“. Das ist freilich etwas anderes als Desolidarisierung, aber sie begünstigt deren Entstehung. Es besteht freilich eine Neigung zu Kompaktdeutungen, die leicht den Blick für Abweichungen und Differenzen trüben. Es gibt nicht *den* Menschen unseres postmodernen Zeitalters und wir sind nicht alle hoffnungslose Egoisten. Die Sache ist verwickelter.

Der Verhaltenstrainer Stefan Tomas Gruner fordert „zu der Einsicht zurückzukehren, dass wir in diesen kalten, herzlosen, vom Egoismus geprägten Zeiten immer kalt und warm, herzlos und hilfreich, gewalttätig und friedlich, egoistisch und solidarisch sind, je nach Situation, Person, Anlass, Stimmung nutzen.“ Und in Anspielung auf einen bekannten Werbe-Spot heißt es dann: „Der egoistische Ich-und-mein-Magnum-Lüstling, der dir eben noch so verwerflich schien, dass du dich angeekelt von der Brücke stürzt, kann der gleiche sein, der dich Momente später unter Einsatz seines Lebens aus dem Wasser holt.“ (Eine egoistische Gesellschaft, 98)

2.2. Flüchtige Moderne

Der polnisch-englische Soziologe Zygmunt Bauman hat unlängst unsere westeuropäische Lebensweise mit den Metaphern der „Flüchtigkeit“ und „Flüssigkeit“ zu beschreiben versucht: „*Flüchtige Moderne*“ (Ffm 2003). Das Leben unter den Bedingungen des Turbo-Kapitalismus ist gekennzeichnet durch eine „Verflüssigung“ alles Haltgebenden, Festen, mit einer „Demontage aller sozialen Verbindungsglieder“. Sie könnten für den Fortschritt eine Behinderung darstellen. Deregulierung, Flexibilisierung, Liberalisierung – das sind die Stichworte in den sozialpolitischen Debatten unserer Tage, oft geradezu gebetsmühlenartig wiederholt. Das Wachstum der Wirtschaft darf nicht durch einengende Rücksichten auf die sozialen Bedürfnisse der Individuen eingeschränkt werden. Alles muss fließen. Das gilt für die Unternehmen selbst, nur Verlierer versuchen noch, „den Schrott am Laufen zu halten“, die Siegertypen sowie der „flexible Mensch“ (Richard Sennett) haben eine Vorliebe für das Flüchtige und Vorübergehende.

Das „soziale Gewebe“, so Bauman, in dessen müssen wir „in Heimarbeit und eigener Verantwortung selbst herstellen, jeder für sich.“

Die Flüchtigkeit bestimmt das Tempo, nur nicht verweilen, alles muss schnell gehen. Auch die privaten Beziehungen erliegen leicht der Verflüssigung; denn „beim nächsten Mann wird alles anders“. In der Psychologie spricht man inzwischen schon von einem ganz neuen (alten) Persönlichkeitstyp, dem „Histrio“, einem entfernten Verwandten des guten alten Hysterikers, anders als dieser freilich in der „flüchtigen Moderne“ bestens sozialisiert: „Seine Gefühle sind schnell erregt, oberflächlich labil... sein Denken ist egozentrisch, oberflächlich, intuitiv, wenig strukturiert und impressionistisch... Sein Verhalten ist durch sein Interesse für alles Lebhaftes, Farbige, emotional Aufgeladene und Provozierendes gekennzeichnet... Egozentrik dominiert... sein Handeln, andere Menschen werden dafür manipulativ und aggressiv instrumentalisiert.“ (Psychologie heute März 2003, 32f). Demnächst wird ein Buch über die Histrio auf dem Markt sein, das den sprechenden Titel „Kalte Herzen“ trägt. Womit wir wieder beim Thema sind.

2.3. Überfordertes Individuum

Ein anderer Aspekt hängt mehr mit der psychischen Situation des Einzelnen in der Moderne zusammen. Für das Individuum der Vormoderne ergaben sich die seelischen Konflikte vor

allem durch die Konfrontation mit den öffentlichen oder internalisierten Normgefügen (z.B. im Bereich des Sexuellen), was dann u.U. zu neurotischen Symptombildungen führte; die sozialen Konflikte gestalteten sich als Kampf der Klassen untereinander, der Armen gegen die Reichen usw. (vgl. Arbeiterbewegung). Mit der Moderne eröffnet sich für das Individuum in bisher ungeahntem Ausmaß das Reich der Freiheit. An die Stelle von Verhaltensweisen, die auf Schuld und Disziplin gegründet sind treten nun die emanzipatorischen Normen von Verantwortung und Initiative. Die Einzelnen sind herausgefordert, sie selbst zu sein, sich selbst zu verwirklichen, zu handeln, sein Schicksal in die Hand zu nehmen, das eigene Leben sinnvoll zu gestalten. Es gibt unendlich viel Möglichkeiten zum Handeln (vgl. Der Mann ohne Eigenschaften). Aber nun wird das Individuum auch konfrontiert mit der eigenen Unfähigkeit zum Handeln. Viele Menschen fühlen sich überfordert, ohne dass ihnen das vielleicht bewusst ist. „*Das erschöpfte Selbst*“ heißt ein Buch des französischen Soziologen Alain Ehrenberg, das diese Zusammenhänge anhand psychiatriegeschichtlicher Überlegungen darlegt. An die Stelle der Neurosen ist in der Moderne die „Depression“ getreten, das Gefühl der Unfähigkeit zum Handeln, des Ungenügens und der Erschöpfung. „Die Depression ist die unerbittliche Kehrseite des Menschen, der sein eigener Herr ist. Nicht desjenigen der schlecht gehandelt hat, sondern desjenigen, der nicht handeln kann.“ (Ehrenberg, 262) Der „Depri“ ist in gewisser Weise das Pendant zum *Histrio*, nur eben auf der Verliewrerseite. Was heißt hier „solidarisch“ sein? Darüber muß neu nachgedacht werden. Ein Problem ist, dass in der Moderne die überforderten Individuen oft auch unfähig sind, ihrerseits Solidarität zu praktizieren und einzufordern. (Beispiel: die Arbeitslosen)

2.4. Verlust des Maßes

Als ein anderer Gesichtspunkt ist in diesem Zusammenhang die *Neigung zur Maßlosigkeit* und *Zahlenfixiertheit* zu nennen. Die „Grenzen des Wachstums“ werden gelegentlich in Sonntagsreden beschworen, aber nicht wirklich akzeptiert. Die Fiktion der „unbegrenzten Möglichkeiten“ ist nach wie vor in Kraft. Es muss vorwärts gehen. Das ist geradezu das „Gesetz“ der modernen, wirtschaftsdominierten Gesellschaft. Es ist scheinbar so plausibel ist, dass es keines Beweises bedarf. Man kann geradezu von einem *Wachstumsglauben* sprechen. Stagnation wäre schon die Katastrophe. Indikatoren dafür sind die aktuellen Wirtschaftsdaten. Die Wachstumszahlen werden wie ein Orakel gehandelt, das uns die Zukunft voraussagt. Wenn sie nicht in erwarteter Höhe ausfallen, ist Depression angesagt. Das Problematische ist ja nicht, dass man sich über ökonomische Entwicklungen genaue Rechenschaft ablegt. Problematisch ist die Fixierung auf die Zahl, die zum absoluten Ausweis der Wirklichkeit hypostasiert wird. „Die Zahl wird zum Feind des Menschen, da sie Individuen ...verallgemeinert, virtualisiert, mithin marginalisiert.“ (Sebastian Jutzi, in: *Eine egoistische Gesellschaft?* 147f). Die Folgen sind klar: wo die Zahlen es nicht zulassen, muss das zu Lasten der Solidargemeinschaft gehen. Die Leidtragenden sind zuerst immer die Schwächsten. Uns ist dieser Zusammenhang allen, denke ich, bewusst. Was ich für wichtig und, gerade auch als Theologe, für unerlässlich halte ist, auf den ideologischen Charakter der genannten Zusammenhänge hinzuweisen. Es geht weniger um Sachzwänge als um Ideologien. Wer sagt denn, dass höhere Wachstumszahlen unsere gemeinsame Zukunft garantieren. Und wieso ist die gegenwärtig andauernd beklagte Zurückhaltung im Konsumverhalten eine Katastrophe. Was passiert denn, wenn wirklich weniger Autos gekauft werden? Regiert hier eigentlich wirklich noch eine Rationalität, die das Ganze und seine globalen Zusammenhänge im Blick hat?

Problematisch ist nun freilich in unserem Zusammenhang, dass die Wachstumsideologie nicht nur unsere Politik bestimmt, sondern vielfach auch das *Selbstkonzept der Individuen*. Das führt zu einem anthropologischen Reduktionismus, der einerseits unsere Wünsche ins Irreale und Unermessliche steigert und andererseits unsere Ängste schürt: Angst vor Verlusten, vor

Rezession, vor Verunsicherung. Desolidarisierung hat dann auch eine Abwehr- und Schutzfunktion. Wegschauen hilft und bewahrt mich vor unangenehmen Berührungen und vor der ernüchternden Einsicht, dass der Wachstumsglaube einer Illusion anhängt.

2.5. Verlust der Wir-Fähigkeit

Ich nenne als weiteren Punkt den zunehmenden *Verlust der Wir-Fähigkeit*. In der einstmaligen sozialistischen Erziehung war der Weg „vom Ich zum Wir“ Programm. Das war nicht nur, aber zu wesentlichen Teilen immer auch Disziplinierungsprogramm. Das große Wir wurde nicht selten als eine verlogene Propagandaidee missbraucht. In der Pastoralpsychologie habe ich und manche von Ihnen gewiss auch gelegentlich unter großen Mühen den umgekehrten Weg vom Wir zum Ich neu lernen müssen. Dabei ging es vor allem um das ungedeckte oder vereinnahmende Wir. Ist uns dabei die Wir-Fähigkeit, das Gefühl der Verantwortung füreinander in den Hintergrund geraten? Richard Sennett sieht hier ein Problem des modernen Kapitalismus. „Es gibt eine Geschichte, aber keine gemeinsame Erzählung der Schwierigkeiten und daher kein geteiltes Schicksal.“ Auf dem Wirtschaftsgipfel in Davos habe er so etwas wie eine „Epiphanie“ erlebt, als er den „Herrschern des flexiblen Reiches zu hörte“: „„Wir“ ist für sie ein gefährliches Pronomen.“ Es gäbe keine Pfade mehr, denen man folgen könne. Und sein Resumé: „Ein Regime (im Sinne einer gesellschaftlichen Ordnung), das Menschen keinen tiefen Grund gibt, sich umeinander zu kümmern, kann seine Legitimität nicht lange aufrecht erhalten.“ (Sennett, 203)

Es ist wichtig zu begreifen, dass die Desolidarisierungstendenzen, die wir an anderen und vielleicht auch an uns selbst wahrnehmen, nicht zu moralisch begreifen und bewerten. Sicher spielen moralische Werte eine Rolle, aber wir verkennen, gerade auch in der Seelsorge die Situation, wenn wir ihre gesellschaftlichen Bedingtheiten nicht klar in Auge fassen. Die Menschen sind heute nicht schlechter als früher, Desolidarisierungstendenzen begegnen uns auf den ersten Seiten der Bibel mit Adams schäbigen Verweis auf Evas Schuld und mit Kains Zurückweisung der Verantwortung: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ Heute freilich sind die Verführungen zu solche einer Verhaltensweise nicht nur persönlicher, sondern struktureller Natur.

Das lässt uns auch neu nach der Rolle und den Chancen von Seelsorge fragen.

3. Den leidenden Anderen wahrnehmen – biblische Impulse für solidarische Existenz

Desolidarisierung ist durchaus ein biblisches Thema. Nicht nur an Kains kaltschnäuzige Zurückweisung der Gottesforderung ist hier zu denken. Sein „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ hat sein neutestamentarisches Pendant in Petrus', nun freilich von der Angst diktiert: „Ich kenne den Menschen nicht.“

Existenz und Lehre Jesu sind dagegen Praxis gelebter Solidarität. Seine Maxime im Umgang mit Menschen könnte heißen: Ich kenne dich und stehe zu dir – Du seist krank oder verschuldet, abhängig oder fremd, ein kleines Kind oder arm, verstoßen oder verstrickt. In seiner Nachfolge gibt es keine „Herren“, sondern den Unterschieden zum Trotz nur Jünger, Geschwister, Dieser untereinander. Alle sind eins in Ihm (Gal. 3,28) und daraus ergibt sich das Grundgesetz solidarischen Lebens: „Einer trage des Anderen Last“ (Gal. 6,2).

Was das nun ganz lebenspraktisch bedeutet, bedarf weiterer Konkretisierung.

Die biblische Solidaritätslinie möchte ich ganz knapp anhand von einigen Impulsen aus den beiden Testamenten nachzeichnen, die gegenwärtig auch in der Theologie der Diakonie (z.B. bei Benedict, 66 ff) eine tragende Rolle spielen.

Eine der wichtigsten Reaktionen, die in Israel im Blick auf den Notleidenden usw. gefordert werden, ist nicht moralischer Appell an den Altruismus, auch nicht im spezifischeren Sinne Seelsorge, sondern *Sorge um das Recht für die Armen*. Solidarität heißt hier nicht Almosen, nicht barmherziges Handeln, sondern Recht schaffen und für das Einhalten des Rechts Sorge tragen. „Die Fremdlinge sollst du nicht bedrängen und bedrücken; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägypten. Ihr sollt Witwen und Waisen nicht bedrücken... Wenn du Geld verleihst an einen aus meinem Volk, an einen Armen neben dir, so sollst du an ihm nicht wie ein Wucherer handeln; du sollst keinerlei Zinsen von ihm nehmen...“ (Ex 22, 20ff) Das gehört zur Rechtsordnung in Israel. Es geht darum rechtliche Strukturen zu haben, die den Armen ihr Lebensrecht garantieren. Es geht nicht primär um Aktionen des guten Willens, nicht um huldvolle Herablassungen, sondern um Strukturen der Gerechtigkeit. Taten der Liebe können das Recht nicht ersetzen. Deshalb trifft Israel der Zorn des Propheten, weil „ihr das Recht in Wermut verkehrt und die Gerechtigkeit zu Boden stoßt.“ (Amos 5,7). Solidarische Seelsorge heißt jedenfalls im Alten Testament sich für das Recht des Fremden und des Armen einzusetzen. Was bedeutet es für uns eigentlich, dass das Erbarmensrecht wie es das BSHG darstellt zunehmend paralysiert wird?

Damit ist nicht das spezifisch seelsorgerliche Handeln aufgegeben. Die Sorge für das Recht wird im konkreten Notfall nicht unmittelbar spürbar. Es ist notwendig, dass die Leidenden eine Stimme erhalten. Mit Sicherheit ist es eine der herausragenden seelsorgerlichen Leistungen des AT, dass in ihm die *Klagen von Einzelnen und Gruppen* Raum haben. Damit werden einzelne Momente des individuellen Leidens sprachlich fassbar und öffentlich, Voraussetzung dafür, dass sich Einzelne und die Gesellschaft dazu verhalten können und müssen. Wir müssen uns dabei klar machen, dass es sich bei den Klagetexten nicht um zufällig erhaltene autobiographische Zeugnisse handelt. Es sind geformte und verwendete Texte, deren Entstehung und Gebrauch schon als solches eine Tat der Solidarität darstellen. Den Leidenden und den Sprachlosen wird Stimme verliehen: „Gott, hilf mir, denn das Wasser geht mir bis zur Kehle... Ich habe mich müde geschrien, mein Hals ist heiser... Die mich ohne Grund hassen, sind mehr als ich Haare auf meinem Haupt habe. Die mir zu Unrecht feind sind und mich verderben wollen, sind mächtig.“ (Psalm 69, 2-5) Durch die veröffentlichte Klage wird der Leidende zum Subjekt, als Ich erkennbar, aus der Anonymität befreit. Es geht in der Seelsorge nicht darum, vertrauliche geäußerte Klage publik zu machen, aber wohl darum die veröffentlichten und publizierbaren Klagen der Fremden, der von der Gunst ihrer Helfer Abhängigen, der Entrechteten usw. zu verstärken und sich so mit ihnen auf den gleichen Boden (solidum!) zu stellen..

Natürlich gehört in diesen Zusammenhang das Gleichnis, das uns Jesus vom *Barmherzigen Samariter* erzählt (Luk 10, 25-37). Ich muss dazu hier ja nun gewiss nicht viel Erklärendes sagen, es nur in den Zusammenhang unseres Themas rücken. Gerd Theißen hat als die spezifische Botschaft dieses Textes die antiselektionistische Einstellung herausgearbeitet. Echte Solidarität wählt nicht und fragt nicht, ob der Hilfebedürftige ins (ins religiöse, ökonomische, vielleicht auch pastoralpsychologische) Programm passt, die einzige und zureichende Legitimation der Hilfe ist die Not. Desolidarisierung setzt damit ein, dass wir zu wählen beginnen, der ja, die nicht usw. Es wird geschaut wer jemand ist, anstatt darauf zu achten, was ihm fehlt und was er braucht. Vom Samariter wird keine zweifelnde Überlegung mitgeteilt, er war nicht in Entscheidungsnot geraten. Er hilft, offensichtlich mit leichter Hand. Und er übt seine Hilfe nicht als subtile Machtausübung, das Opfer gerät nicht in Abhängigkeit von seinem Retter. Es ist geradezu tröstlich für überbeschäftigte Helfer: „einmal“ kann genug sein! Dazu die Ankündigung: auf der Rückreise schaue ich wieder rein. Also keine

aufwändige Umstellung des Programms. Solidarität bedeutet hier: unaufgeregt, aber konsequent das Naheliegende tun. (vgl. zur Auslegung: Gerd Theißen)

Zu erinnern ist selbstverständlich auch an das *Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg* (Mt 20, 1–16). Das ist ein Text der uns in hohem Maß ratlos macht; denn er rüttelt an den Grundfesten der Leistungsgesellschaft. Ein Lohn der Gnade ist im System nicht vorgesehen. ALG II nach Hartz IV wird man kaum als einen solchen bezeichnen dürfen, es ist eine Versorgungsleistung, kein „Lohn“. Die Arbeiter der letzten Stunde im Gleichnis dürfen erhobenen Hauptes mit ihrem Verdienst den Heimweg antreten. Das unterscheidet sie von den Erfahrungen vieler Hartz IV-Empfänger. Das Gleichnis ist ein Protest gegen die unheilvolle Gleichung von Leistung und Wert. Es macht deutlich: ein intensives Bemühen um lebensnahe Rechtfertigungsbotschaft gerade heute Priorität auf unserer theologischen und pastoralen Traktandenliste.

Schließlich muss das Gleichnis vom *großen Weltgericht* (Mt 25, 31–46) erwähnt werden. Der Hungerige oder Durstige, die Kranke, die Fremde, der Gefangene, der Nackte sie tragen, verborgen vor unseren Augen, das Antlitz Christi. Wie das zu verstehen sei, darüber gehen die Auslegungstraditionen auseinander. Sind wirklich alle Notleidenden gemeint (universelle Deutung) oder nur die Not leidenden Mitchristen (klassische Deutung)? Ulrich Luz hält auf alle Fälle die universelle Deutung für theologisch legitim. (Luz, 542ff). Die Not eines Anderen hat etwas Unbedingtes, verleiht ihm unendliche, also göttliche Würde. Das ist eine unerhörte Behauptung, und mir ist nicht bekannt, ob es dafür religionsgeschichtliche Analogien gibt. Die hier vertretene Sicht des Glaubens gerät freilich zur Banalität, wenn sie als selbstverständliche Wahrheit breit getreten wird. Sie muss dagegen verstanden werden als Herausforderung zur unabgelenkten Aufmerksamkeit. Solidarität beginnt mit dem offenen, ungetrübten Blick. Sie ist keineswegs nur ein Akt barmherziger Hilfe, keineswegs nur Geben. Sie ist Begegnung, und sie kann, wenn wir die Chance ergreifen und wenn wir genau hinsehen, zur Gottesbegegnung werden. Theologisch gesagt: Solidarität gehört nicht zum Gesetz, sie ist nicht primär moralischer Appell, sondern ein Aspekt der „Kommunikation des Evangeliums“ (Ernst Lange).

Wenn wir uns diese biblischen Linien vergegenwärtigen, wird schnell deutlich, wo wir als Seelsorgerinnen und Seelsorger mit unserer Praxis – auch als Personen – stehen. Gibt es Handlungsfolgen, mit denen die biblischen Linien für die Seelsorge „operationalisiert“ werden können?

Deshalb jetzt als ein paar Richtungsanzeigen für die seelsorgerliche Praxis.

4. Seelsorge als solidarische Praxis

Wenn wir jetzt das Thema pastoralpsychologisch zu durchdringen versuchen, können wir nicht mit ein paar poimenischen Imperativen fortfahren, nach dem Motto: Seelsorgerinnen müssten ...

Zuerst wird zu fragen sein: wie steht es mit *unseren eigenen Desolidarisierungserfahrungen*? Sowohl Kirche wie Krankenhaus sind Orte mit hohen Solidaritätszielen und oft ebenso hohen Solidaritätsdefiziten. Das hängt gewiss mit den hierarchischen Strukturen beider Institutionen zusammen, mit entsprechendem Statusbewußtsein, mit verstecktem Konkurrieren um Anerkennung. Das wird verstärkt durch die mit Sparzwängen oft verknüpften direkten oder

indirekten Evaluierungsmaßnahmen. In Frage steht die Solidarität der Kollegen auf der gleichen Ebene, der Generationen untereinander, der verschiedenen Professionen zueinander (Pfarrer/Pfarrerinnen und Mitarbeiter in der Kirche; Ärzte, Schwestern, psychosoziale und seelsorgerliche Dienste im Krankenhaus). Wie oft habe ich mich allein gelassen gefühlt, abgeschoben, an den Rand gedrängt, verraten, unfair behandelt – und wann habe ich andere alleingelassen?

Ich kann und will hier nur andeuten, was Sie konkreter erfassen müssen.

Solidarische Praxis kann nur im bewussten Umgang mit den eigenen Desolidarisierungserfahrungen gewonnen werden.

Was könnte dann Seelsorge als „solidarische Praxis“ bedeuten?

1. Seelsorge *auf Augenhöhe mit dem Anderen*, auf gleichem Boden (solidum). Aber wie viel Solidaritätserfahrung ist in einer seelsorgerlichen Beziehung überhaupt möglich? Wie kann ich einem Menschen in Not begegnen, ohne ein starkes Gefälle von oben nach unten spürbar werden zu lassen, ohne den „sanften“ Machtgebrauch (vgl. Hermann Steinkamp: „Die sanfte Macht der Hirten“). Das therapeutische Paradigma, als Handlungsideal sehr oft tief in uns verwurzelt, versagt hier. Aber worin besteht eigentlich mein Rat oder Trost am Bett eines Schwerkranken oder Sterbenden? Was habe ich einem Menschen zu geben, der mit 52 seinen Job verliert, vermutlich endgültig? Wie würde ich mich in der Kneipe verhalten, wenn mir jemand wie Maren Hombrecher begegnet?

Wenn man sich unter diesen Fragen die Hiobzählung ansieht, wird schlagartig klar, wieso die „Seelsorge“ der Freunde Hiobs nicht hilfreich sein konnte. Sie haben ja überhaupt nichts Falsches gesagt. Sie haben teilweise wunderbare Sätze gesprochen. Sie haben nur Richtiges falsch gesagt. Anders: Sie haben zu Hiob wie der liebe Gott gesprochen und das hat ihn zur Verzweiflung geführt. Wenn Gott wie Gott spricht, das konnte Hiob sehr wohl ertragen, aber wenn seine Freunde, wenn Menschen wie Gott sprechen, wird es unerträglich. Das ist Seelsorge als Praxis der Desolidarisierung.

Henning Luther sprach vom seelsorgerlichen Gespräch in der Leidenssituation als einer „Kommunikation der Trostlosen“. Darin begründet sich unsere Solidarität. Der eine ermangelt des Trostes in seinem Leid, der andere verzweifelt an der Herausforderung, etwas zu sagen oder zu tun, das wirklich tröstet. Wenn wir das realisieren, dann stellt sich eine „Offenheit“, eine Parrhesia ein, in der der andere nicht mit falschen Versprechungen abgepeist wird, wo dann echte Wahrnehmung der Not möglich wird.

Solidarische Seelsorge darf nicht die Illusion einer falschen Gleichheit suggerieren. Meine Trostlosigkeit, meine Angst, meine Verzweiflung ist eine andere als die des Patienten. Und möglicherweise komme ich an meine Grenzen, die andere in ihrem Leiden wirklich zu verstehen. Solidarität bedeutet nicht eine Verwischung der Differenz. Wer das übersieht, wird ungläubwürdig und verstärkt das Gefälle.

In der schon erwähnten Novelle von Christa Wolf beklagt sich die Patienten über die Unmenge des Getränks, das sie vor der Untersuchung im CT zu trinken hat. Das sei eine Zumutung. „Das kann man nicht, sagt sie beschwörend, für alle jene mit, welche die gleiche Zumutung noch erfahren werden. Ja, das sehe er ein, sagt der Chefarzt in seiner unerschütterlichen Höflichkeit. Aber in den Tomographen habe er sich selbst schon einmal probeweise... Er bricht ab. Sie hält ihm zugute, dass er abbricht und sich selber ins Wort fällt. Er spricht die Anführungszeichen mit. Das sei wohl doch nicht das Wahre.“ (Wolf, 51)

2. Damit zusammenhängt eine *Haltung*, ein „Habitus“, der noch Umfassenderes meint als eine der uns geläufigen Therapeutenvariablen von Carl Rogers. Hans-Martin Gutmann hat in seinem neusten Buch davon gesprochen, dass wir in der Seelsorge einer „Kultur der

Missachtung und Ausgrenzung“ eine „*Kultur der Wertschätzung*“ entgegenzusetzen hätten. In einer Gesellschaft, in der der Einzelne vornehmlich nur noch nach seiner Marktgängigkeit, nach seiner Funktion als Konsument gefragt ist, geht es um Rekonstruktion des Einzelnen als Subjekt. Es geht nicht um bestimmte Leistungen, nicht um bestimmtes Aussehen, nicht um bestimmte Wirtschaftskraft. Der geheimen Botschaft: „Du bist im Grund überflüssig“ wird die Gute Nachricht entgegenhalten: „Du bist etwas wert. Du gehörst dazu.“

Kultur der Wertschätzung, das bedeutet: ein Mensch wird mir allein um seiner selbst willen wichtig. Deshalb lohnt es, ihm ins Angesicht zu schauen, deshalb ist seine Lebensgeschichte interessant, deshalb frage ich nach seinem Erleben, seinen Gefühlen, seinen Schmerzen, seinen Sehnsüchten. Ohne Wertschätzung sind das belanglose Fakten, die zur Kenntnis zu nehmen folgenlos bleibt. Ohne Wertschätzung wird Seelsorge zu einer Art von professionellem Voyeurismus, zu einer Mischung von Macht und Herablassung. Aber im Klima der Wertschätzung gewinnt ein Mensch Profil, Persönlichkeit, Gesicht, Lebensmut. Und so wächst auch Solidarität. (Hinweis Rilke: Die Rose)

Kultur der Wertschätzung – das klingt fast selbstverständlich, und ist es doch nicht. Was heißt das, wenn ich Gefängnisseelsorger bin oder Sozialarbeiterin in einer strukturschwachen Region, wenn ich mit Gewalt konfrontiert werde, nicht nur mit den Opfern, sondern auch mit den Tätern...

Und was heißt es immer wieder auch für uns selber unsere kollegiale Kommunikation? Ich muß es jetzt bei den Fragen belassen.

3. Ein weiteres Stichwort, das hier zu nennen ist, lautet: „*entrüstete Seelsorge*“. Mit diesem Begriff nehmen Kristian Fechtner und Hans Martin Gutmann wesentliche Gedanken von Henning Luther auf. Es könne in der Seelsorge nicht angehen, sich über die Normalität unserer Alltagswelt zu beruhigen: „Eine solidarische Begegnung mit dem Anderen hindert uns, das Leiden der Anderen nur als deren persönliches Problem, als deren Mangel anzusehen... Der Andere, der aus der Welt fällt, wirft ein Licht auf den Riß, der durch unsere Welt geht und der keine falsche, vorschnelle Versöhnung zulässt.“ (Henning Luther, zit. bei Fechtner, 92; Gutmann 73f). Hier geht es also nicht nur darum zu beruhigen, auch nicht nur zu trösten, nicht nur um Mitgefühl, so wichtig das ist, sondern um prophetischen Protest, um praktische Solidarität. Hier ist an die vorhin benannten biblischen Linien zu erinnern: Sorge für Strukturen von Gerechtigkeit, öffentliche Klage.

Dazu gehört auch, eine Ideologiekritik, wie sie heute besonders im wirtschaftlichen Zusammenhang notwendig ist, wenn dann von den Gesetzen des Marktes und den Zwängen der Ökonomie die Rede ist, die eine Kürzung der Sozialausgaben unausweichlich machten.

Dahin kann aber auch die mutige Auseinandersetzung mit bestimmten Handlungslogiken im Krankenhaus treten. Muss eine Sterbende noch eine aufwändige Blutuntersuchung über sich ergehen lassen, fragte kürzlich in einem Bericht in den WzM der Krankenhausseelsorger Martin Hüfner die behandelnde Ärztin. Das ist „*entrüstete Seelsorge*“. Der Autor ließ es nicht bei der Frage sein Bewenden haben; er ging gründlicher der Frage nach, welche Rolle denn ethische Kriterien auch sonst bei der Behandlungsentscheidung im Krankenhaus spielen, um daraus dann ganz konkrete Handlungsoptionen zu entwickeln..

Seelsorge als solidarische Praxis ist nicht nur personales Geschehen im Verborgenen, sie kann, wie in dem angedeuteten Beispiel, auch „politisch“ werden. Statt etwas dramatisierend von „*entrüsteter Seelsorge*“ könnten wir auch von „*diakonischer Seelsorge*“ (Bonhoeffer, Henning Luther) sprechen.

Aber das bleibt festzuhalten: „Seelsorge lebt aus beunruhigtem Herzen.“ (Fechtner, 94)

4. Es käme darauf an, Menschen zu helfen wieder *ihr Maß* zu finden. Seelsorge braucht eine realistische Anthropologie. Werbung und von ihr herkommender Normative setzen das Individuum permanent unter Druck. Die Angst nicht genug zu haben, etwas Entscheidendes zu verpassen verstärken das Gefühl von Unzulänglichkeit und Unzufriedenheit. Seelsorge könnte dazu helfen, die eigenen Grenzen zu erkennen und zu respektieren. Das darf natürlich nicht herablassend geschehen nach dem Motto: für Dich muss das doch reichen! Hier lauern Gefahren einer Desolidarisierung in vermeintlich bester Absicht! Das Finden des eigenen Maßes sollte vielmehr als Entlastung und Befreiung erfahren werden. Wir haben nicht unbegrenzte Möglichkeiten. Das wird uns nur suggeriert. Der Glaube sollte gegen solche falschen Ideale, gegen die unrealistischen Paradieshoffnungen exorzistisch wirken. Das Maß zu finden und maßvoll zu leben ist die Voraussetzung für den Wiedergewinn von Menschlichkeit in unseren gesellschaftlichen und privaten Lebensbezügen, also auch für solidarische Existenz.

5. Seelsorge als solidarische Praxis bedeutet dann auch: *Innehalten*. Fulbert Steffensky spricht von einer neuen *Tugend der Langsamkeit*. Tugend, sagt er, wäre „die Fähigkeit, so zu handeln, dass keiner verliert.“ Viele Menschen erliegen dem Tempo, der Flüchtigkeit des modernen Lebens; sie gehen buchstäblich darin unter. Der Klinikalltag ist oft schon ein Symbol dafür. Ehe ich als Patient auch nur ansetzen kann, um meine Frage zustellen, ist die weiße Karawane schon wieder weiter gezogen. Ob es manchem Gemeindeglied mit seinem/r überbeschäftigten PfarrerIn/ Pfarrer gelegentlich ähnlich ergeht?

Seelsorge sollte der Tugend der Langsamkeit verpflichtet sein. Es ginge um Entschleunigung auch der inneren Abläufe. Das ist ihre spirituelle Einstellung: sich Zeit nehmen, der Lebenswirklichkeit eines Anderen standhalten, ihm einen Raum öffnen. „Räume des Aufatmens“ überschreiben Rainer Bucher und Karl Heinz Ladenhauf ihren Versuch auf die Frage zu antworten: „Welche Seelsorge brauchen Menschen heute?“ „Räume des Aufatmens“, in denen Zeit ist für die Klage, Zeit auch für die wirklich wichtige Frage, die das Leben mir stellt.

In der „flüchtigen Moderne“ lässt sich gerade das, was den Einzelnen betrifft, leicht übersehen oder oberflächlich behandeln. Der Betroffenheitszirkus öffentlicher Talkrunden bestätigt das nur noch: eine Viertelstunde gespannte Aufmerksamkeit für eine vielleicht erschütternde Lebensgeschichte im Licht der Scheinwerfer; das war es dann in den meisten Fällen. Ehe es wirklich zu Herzen geht, ist glücklicherweise schon die Nächste dran.

Das Medium, das der Seelsorge entspricht, sind nicht die bewegten Szenen eines Spots, die nur das „flüchtige Hinsehen des instrumentalisierenden Blicks“ intendieren, es ist eher das künstlerische Porträt, das ganz für sich allein zur intensiven Betrachtung, zum Staunen und zur Empathie einlädt. „Kunstwerke, die uns das Unsagbare ahnen lassen“ sind „Annäherungen an den letztlich nicht fassbaren Kern“ der menschlichen Existenz. „Alles schöpferische Denken beginnt mit der Sprachlosigkeit“, sagt die Schriftstellerin Anna Mitgutsch in diesem Zusammenhang weiter (Eine egoistische Gesellschaft? 124, 136f). Und das gilt auch für die Seelsorge. In vielen Fällen bin ich erst im Schweigen wirklich bei dem Anderen, erst da beginne ich ihn wahrzunehmen. Seelsorge als solidarische Praxis! Und da kann es passieren, dass sein Bild transparent wird und mir in dem verzweifelten, geschundenen, angsterfüllten Gesicht ein anderer hindurch scheint. „Ich war krank, und ihr habt mich besucht.“

Literatur:

- Allwinn, Sabine,: Soziale Bewältigung, Emotionen und Alltagsethik im Krankenhaus, in WzM 56, 2004, 473-485
- Bauman, Zygmunt: Flüchtige Moderne, Frankfurt 2003
- Baumgartner, Alois: Solidarität, in: Christliche Sozialethik, hg. von M. Heimbach-Steins, Bd. 1, Regensburg 2004, 283-292
- Benedict, Hans-Jürgen/ Reimers, Stephan: Biblische Diakonie – diakonische Gemeinde, in Theologie und Diakonie, hg. von M. Schibilsky und R. Zitt, Gütersloh 2004, 66-86
- Bucher, Rainer/ Ladenhauf, Karl Heinz: „Räume des Aufatmens“. Welche Seelsorge brauchen Menschen heute?, in: Die Provokation der Krise, hg. von R. Bucher, Würzburg 2004, 154-176
- Büchergilde Gutenberg: Eine egoistische Gesellschaft?. Leben zwischen Individualismus und Realität, Frankfurt 2004
- Ehrenberg, Alain: Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart, Frankfurt 2004
- Fechtner, Kristian. Sich nicht beruhigen lassen. Seelsorge nach Henning Luther, in: Seelsorge im Plural, hg. von U. Pohl-Patalong und F. Muchlinsky, Hamburg 1999, 89-101
- Fuchs, Thomas: Zeitdiagnosen, Zug 2002
- Gutmann, Hans-Martin: Und erlöse uns von dem Bösen. Die Chancen der Seelsorge in Zeiten der Krise, Gütersloh 2005-02-27
- Hüfner, Martin: Der Stellenwert ethischer Entscheidungsfindung im Klinikalltag, in: WzM 56, 2004, 486-500
- Luther, Henning: Die Lügen der Tröster. Das Beunruhigende des Glaubens als Herausforderung für die Seelsorge, in: PrTh 33, 1998, 163-176
- Luz, Ulrich: Das Evangelium nach Matthäus (Mt 18-25), Zürich 1997 (EKK I/3)
- Steffensky, Fulbert: Armut, Reichtum und Lebenskälte, in: Ders.: Das Haus, das die Träume verwaltet, Würzburg⁷2002, 147-161
- Sennett, Richard: Der flexible Mensch, Berlin³2000
- Theißen, Gerd: Die Bibel diakonisch gelesen, in: Gerhard K. Schäfer/ Theodor Strohm, Hg.: Diakonie -biblische Grundlagen und Orientierungen, Heidelberg²1994, 376-401
- Wolf, Christa: Leibhaftig. Erzählung, München 2002